Mosetters Wörterbuch

Vorab noch ein paar Worte zum Wörterbuch.

Worte oder Wörter, damit fängt das Dilemma schon an. Einerseits ist unsere Welt richtiggehend zugemüllt mit Wörtern, andererseits fehlt es an Worten. Und dann kann man es auch noch anders sehen: viel zu viele Worte wo doch ein paar Wörter genügen würden.

Insgesamt also Grund genug, die Wörter einmal persönlich zu nehmen und sich anzusehen was die Worte so treiben, wenn sie sich in Sprache zusammenrotten. Jedes Wort hat ja so seinen ganz eigenen Charakter, von hinterhältig bis verlogen, von irreführend bis doppeldeutig ist da alles dabei, manche treiben Schabernack, andere quellen über vor Bedeutung, einige kommen daher wie beleidigte Moralapostel, andere sind recht reiselustig und sind in den verschiedensten Sprachen anzutreffen und hin und wieder finden wir welche, die liegen da wie Treibgut, angeschwemmt an den Ufern der Verständigung, keiner weiß woher.

Dieses Wörterbuch ist übrigens ein unbedingt persönliches Wörterbuch und erhebt keinerlei Anspruch. Daher sind die hier versammelten Wörter auch nicht geordnet und schon gar nicht in alphabetischer Reihenfolge, nein, hier kann kein Wort mit dem billigen Argument seiner Buchstabenfolge einen Platz reklamieren, hier muss jedes Wort geduldig darauf warten, bis es mir zu denken gibt.*

** übrigens eine Technik, die ich von Bruce Stanley übernommen habe, siehe „Das Lexikon des Scheiterns“.*

---

1. **Das Missverständnis**
2. **Mutter**
3. **Der Irrsinn**
4. **Also**
5. **Die Frage**
6. **Sonntag**
7. **Die Wirklichkeit**
8. **Beleidigen**
9. **schade**
10. **Die Zukunft**
11. **schwanken**

↑

M

Das Missverständnis ...

nach dem dritten oder vierten Bier war nicht einmal mehr zu klären, was nun eigentlich das Missverständnis gewesen war, das Missverständnis blieb sozusagen ohne Inhalt zurück.

(von Philipp Mosetter)

... ist ohne Zweifel ein ganz besonderes Wort – und, nebenbei bemerkt, eines meiner Lieblingsworte.

Es ist nicht bekannt aus welchen Vokabeln der erste zusammenhängende Satz der Menschheit bestanden hat. Die Vermutung liegt aber nahe, dass es so einen ersten Satz niemals gegeben hat, sondern dass sich das alles langsam und mehr oder weniger kontinuierlich entwickelt hat. So wie wir es auch heute noch von dem einzelnen Menschen kennen, der ja auch nicht gleich mit ganzen Sätzen beginnt, sondern zumeist mit einem zu Beginn kaum verständlichen „Mama“. Und da haben wir schon das erste Missverständnis. Denn nur die in Liebe und stolzer Begeisterung ob der Genialität ihres eigenen Kindes verzückte Mutter kann diesen einfachen, ja sogar primitiven „aaa-“ Laut, der lediglich durch banales Öffnen und Schließen des Mundes rhythmisch unterbrochen ist, als Wort erkennen. Und obendrein auch noch als ein Wort, mit dem sich die, wie gesagt verzückte, Mutter (in dem Fall sogar „Mama“) persönlich angesprochen fühlt. Aus purer Einbildung und hormoneller Verzückung „versteht“ die Mutter. Sie versteht aber nur das, was sie hören will, vollkommen unabhängig von dem, was gemeint sein könnte, wenn überhaupt etwas gemeint sein könnte. Das ist aber nicht nur ein Missverständnis, das ist darüber hinaus auch das Geheimnis der Sprache selbst, ja sogar überhaupt der menschlichen Kommunikation. Unsere Kommunikation funktioniert so und nur so, nicht trotz der Missverständnisse, sondern eben weil es eine Abfolge von Missverständnissen und missverständlichen Verständnissen ist.

In dem Wort „Missverständnis“ vereinen sich quasi Wesen, Funktion und Entwicklungsgeschichte der menschlichen Sprache. Oder anders gesagt: Die anatomische Konstruktion des menschlichen Rachens mit seiner spezifischen physiologischen Fähigkeit, Laute in Sprache umzubilden, eröffnet überhaupt erst den Raum für Missverständnisse. Jedes Wort ist ein potentielles Missverständnis. Welches natürlich wieder durch weitere Worte, also weitere potentielle Missverständnisse, ausgeräumt werden muss. So bildet und entwickelt sich die Sprache entlang der von ihr selbst produzierten Missverständnisse zu einem komplexen Gebilde von eben solchen. Sprache und Missverständnis sind genau betrachtet also Synonyme.

Natürlich ist auch das Wörtchen „Missverständnis“ selbst nichts weiter als ein Missverständnis. (Das können nicht viele Vokabeln von sich sagen, dass sie selbst auch das sind, was sie bezeichnen. Nehmen Sie beispielsweise nur das Wort „Brot“. Aus dem Wort „Brot“ wird nie und nimmer tatsächlich ein Brot, es bleibt immer nur ein Wort, eine Bezeichnung.) Das Missverständnis bezeichnet also nicht nur etwas, es ist auch selbst das, was es bezeichnet, es ist also sowohl das Bezeichnende als auch das Bezeichnete. Das Missverständnis am Missverständnis ist, dass es suggeriert, es gäbe auch ein Verständnis. Aber bei allem Verständnis, dem Willen zum Verstehen gegenüber, jeglicher Versuch des Verstehens, des Verständnisses, bleibt doch immer nur ein Versuch. Das Missverständnis hingegen ist nicht nur der ständige Nachweis, dass der Versuch des Verstehens, des Verständnisses, scheitert und scheitern muss, das Missverständnis hält das System von Versuch und Scheitern routiniert am Laufen. Man kann also sagen: Ich spreche, weil ich nicht verstanden werde. Oder auch: Ich spreche, um nicht verstanden zu werden.

↑

↑

M

Mutter

anlässlich einer beinahe stattgehabten Diskussion mit einer Mutter über ihren 3jährigen, hochbegabten Sohn

(von Philipp Mosetter)

Der Mensch wird in einem dermaßen halbfertigen, rudimentären Zustand von seiner Mutter in die Welt geworfen, dass diese eigentlich beim Anblick eines solch mangelhaften Produktes einen ordentlichen Schrecken bekommen und bei genauerer Betrachtung in Zorn geraten müsste. Denn bei seiner Geburt steckt der Mensch noch tief im embrionalen Entwicklungsstadium. Er ist, im Vergleich zu allen andern Neulingen, außergewöhnlich mangelhaft, kaum mehr als ein zappelnder, schreiender Klumpen, vollkommen untauglich für ein Leben außerhalb der Mutter, unfertig in jeglicher Hinsicht. Und das nicht nur für ein paar Stunden oder ein paar Tage, wie bei anderen Spezies, nein, dieser Zustand der Unfähigkeit, des tatsächlich Untauglichen, des Mangelhaften dauert über viele Jahre hinweg an und ist nichts weniger als das wesentliche Charakteristikum der Spezies Mensch. (Womit eigentlich gesagt sein soll, dass der unfertige Zustand das gesamte Leben über andauert.) Der Mensch betritt die Welt als ziemlich grobe Skizze, als fehlerhaftes Fragment und als solches, als ganz und gar Unfertiges, beginnt er daher erst nach der Geburt seine eigentliche Entwicklung – und zwar außerhalb der Mutter. Damit hat aber diese Entwicklung (also die spezifisch menschliche Entwicklung) ihren eigenen und, wie gesagt, ganz spezifisch menschlichen Charakter. Denn außerhalb der Mutter bedeutet, dass die Entwicklung dialogisch abläuft. Mutter und Kind stehen in unmittelbaren (und nicht mittelbaren, wie bei der Entwicklung in der Gebärmutter) Dialog. Die unterschiedlichsten Einflüsse auf die Entwicklung, von der Versorgung mit Nahrung über diverse Sinneseindrücke bis hin zu Umwelteinflüssen sind Bestandteil eines aktiven Dialogs zwischen Mutter und Nachwuchs. Die Entwicklung ist nicht mehr nur ein von der Natur programmierter Ablauf, sondern ein gestalteter Dialog, wodurch der unfertige und äußerst mangelhafte Mensch in seiner eigenen Entwicklung als gestaltender Teil mitwirkt.

Dieser Dialog findet allerdings nicht vor einem neutralen Hintergrund statt, nicht im luftleeren Raum stehen hier Mutter und Kind im Dialog, vielmehr ist der Dialog geprägt von seinem Anfang, vom ersten Erscheinen des Unvollkommenen. Wie bereits ausgeführt, müsste eine Mutter, angesichts etwas so absolut Unzulänglichem, Untauglichem, Halbgarem, Mangelhaftem das sie da verfertigt hat, von blankem Entsetzen erfasst werden, sie müsste sich angewidert abwenden und dieses fehlerhafte Produkt, das sie da produziert hat, gleich wieder in die Nahrungskette einspeisen und dafür sorgen, dass es wenigsten als Nahrung anderen zum Überleben dient. Das ist der Hintergrund, vor dem dieser menschliche Dialog der frühen Entwicklung geführt wird. Es ist die Mangelhaftigkeit, die von Anfang an den Dialog bestimmt und färbt. Das Entsetzen und der Zorn der Mutter über des eigene Versagen auf der einen Seite, und das schlechte Gewissen der eigenen (noch unbewusst aber sicherlich schon empfundenen) Unzulänglichkeit, Untauglichkeit auf der anderen Seite. Schuld, Vorwurf, schlechtes Gewissen, Vorwurf, Schuld... sind das Muster des Dialogs des menschlichen Seins, sozusagen das Hintergrundrauschen der Kultur.

Eine Mutter schenkt ihrem Nachwuchs also nicht nur das Leben, (ohnehin nur eine pathosschwangere Verkitschung der tatsächlichen Zustände), eine Mutter schenkt ihrem Kind vor allem die Unzulänglichkeit. Eine Mutter ist immer auch die Mutter des Unvollkommenen, des Unfertigen, sie ist die Mutter der Mangelhaftigkeit. Zwar liegt im Unfertigen eine enorme Gestaltungskraft, denn was noch nicht fertig ist, bietet Raum es zu vollenden. Allerdings ist das Unfertige immer auch die Leerstelle, die Lücke zum Fertigen. Einerseits speist das Unfertige Phantasien, Hoffnungen und Wünsche, ist Motivation das Unvollkommene zu vervollkommnen. Andererseits ist jeder Schritt hin zu einer Vervollkommnung immer nur ein Hinweis auf das Unvollkommene. Zwar kann der Mensch versuchen, die Lücke zwischen Unvollkommenheit und Vollkommenheit zu schließen, er wird aber mit jedem neuen Versuch immer nur das Wissen über die Unvollkommenheit spüren.

Anders als andere Spezies, die mehr oder weniger schon fertig sind und daher kaum noch Spielraum zum eigene Gestalten haben, also auf genetische Mutationen warten müssen bis sich etwas ändert, kann der Mensch ob seiner Unfertigkeit tatsächlich selbst Hand anlegen. Diese Leerstelle, die das Unvollkommene eröffnet, ist angefüllt mit dem, was wir so als typisch menschlich kennen: Verzweiflung, Enttäuschung, Versagen, Scheitern. Anders gesagt: Die Natur ist perfekt, aber die Mangehalftigkeit ist Kultur.

↑

↑

I

Der Irrsinn

Diese Worterklärung wurde von Eva Wolf in Auftrag gegeben. Allerdings war nichts über die Hintergründe zu erfahren, die müssen daher im Dunkeln bleiben.

(von Philipp Mosetter)

Im Norden von London, nahe der Bahnstation New Southgate, nördlich des Muswell Hill Golf Course, gibt es ein bei Prominenten, Stars und anderen Reichen sehr beliebtes neues Wohn-Areal, im Victorianischen Stil erbaut, von hohen Mauern umgeben, sehr exklusiv und mit eigenem Fitness-Club unter der zentralen Kuppel der Anlage. Diese Anlage ist eine ehemalige Irrenanstalt. 1851 wurde sie von Königin Victoria eröffnet, gedacht als soziales Vorzeigeprojekt war sie schon bald nur noch eine Verwahranstalt für alles, was man glaubte in der Gesellschaft nicht brauchen zu können, Landstreicher, Alkoholabhängige, Alte, Frauen die unverheiratet schwanger wurden, der „Abfalleimer der Gesellschaft“, wie ein Artikel im „British Journal of Psychiatry“ (gegründet 1853) die Anstalt seinerzeit lobte. Damals wie heute stehen die Insassen unter Bewachung. Daraus leitet sich der notwendige Schluss ab, dass der Irrsinn ein schützenswertes Gut ist.

Nun, die Betrachtung der Wirklichkeit lässt zwar Überlegungen zu, die den Irrsinn (oder auch das Irresein) im Wandel der Zeit beleuchten, es ergibt aber noch keine schlüssige Erklärung, was denn der Irrsinn recht eigentlich sei. Mehr Aufschluss gibt da schon die Besonderheit der deutschen Sprache, nämlich die Möglichkeit Wortzusammenstellungen, sogenannte Komposita zu bilden. Irrsinn ist ein solches Kompositum: Irr-Sinn. In dieser Komposition liegt bereits ein Teil der Erklärung. Denn einerseits weißt es darauf hin, dass die Sinne den Menschen zuweilen und gerne in die Irre führen, andererseits betont es, dass der Sinn selbst, also die Sinnhaftigkeit an sich ein Irrtum ist. Genauer: Der Sinn des Lebens ist – irr! Leben heißt irren. Die Aufgabe (und damit der Sinn) des Lebens ist – sich zu irren. Das ist der Irrsinn.

So weit die eine Seite des Irrsinns. Vollständig wird der Irrsinn jedoch erst, wenn wir zur Betrachtung noch seinen sprachlichen Zwilling hinzuziehen, den Wahnsinn. Wobei, wie nicht anders zu erwarten, es natürlich ein Irrtum ist zu glauben, Irrsinn und Wahnsinn wären Geschwister, auch wenn sie sich in der Sprache so verhalten. Aber nicht die Ähnlichkeit ist von Bedeutung, sondern der Unterschied. Irrsinn und Wahnsinn sind keineswegs, wie der allgemeine Sprachgebrauch vermuten lässt, mehr oder weniger das Gleiche. Im Gegenteil. Das eine ist das Gegenteil des anderen. Denn was den Irrsinn ausmacht ist die Verwirrung, die Irrung, das hilflos einem Irgendetwas ausgeliefert sein, also die Ziel- und Ratlosigkeit, die Abwesenheit von Richtung, Klarheit und Vernunft. Umherirren, verwirrt und irritiert sein, das ist der Irrsinn. Der Wahnsinn hingegen definiert sich von der klaren Vorstellung her, also genau dem Gegenteil der Irre. Der Wahn hat seinen Sinn in der Überzeugung, also darin genau zu wissen, wo es lang geht und was passieren wird. Der Wahnsinnige irrt nicht, der Wahnsinnige kennt keinerlei Verwirrung. Der Wahn hat eine klare Richtung, lässt sich durch nichts und niemanden beirren, bleibt trotz aller Umstände und immer unbeirrt. Wahn bedeutet, eben diesem (Wahn nämlich) unbeirrt zu folgen.

Draußen herrscht der Wahnsinn, wir kennen das alle, das ist unsere Kultur, unser Alltag, wir alle, solange wir draußen bestehen, haben Ziele, Vorsätze, Überzeugungen, wir kennen die Richtung und uns aus, laufen unermüdlich in unseren Hamsterrädern, wir funktionieren – was für ein Wahnsinn! Drinnen hingegen sollte der Irrsinn gepflegt werden, er widerspricht unserer Kultur, er stellt alles in Frage, ist selbst nichts als Frage und jede Antwort wird nicht als Lösung sondern nur als neue Irritation wahrgenommen. Wo der Mensch denkt, also tatsächlich denkt, nämlich in sich drinnen denkt, (und eben nicht das denkt, was von draußen schon vorgedacht, also ausgerichtet ist), da hat der Mensch so seine Erkenntnisse in denen er sich hilf- und heillos verstrickt – der reine Irrsinn! Zusammengefasst: Wahnsinn ist das Prinzip Gefolgschaft, Irrsinn hingegen das Prinzip Erkenntnis. Es ist daher klar, dass der Irrsinn ein schützenswertes Gut ist. Wahrscheinlich gibt es deshalb auch nur Irrenhäuser und keine Wahnhäuser.

↑

↑

A

Also …

… so was!

(von Philipp Mosetter)

Man muss auf der Hut sein vor einer Sprache in der das Wörtchen „also“ vorkommt.

Der Erfinder (oder Entdecker, in dieser Frage bin ich unschlüssig) des „also“ war übrigens ein Franzose:
René Descartes (1596 – 1650)*. Sein berühmtes Diktum „cogito ergo sum“ (Ich denke also bin ich) darf als Geburtsstunde des „also“ gelten. Das „ergo“ (also das „also“) ist nämlich die eigentliche Aussage dieses Satzes. Denn das „also“ (lateinisch „ergo“) definiert die Fähigkeit Rückschlüsse zu ziehen – und genau darin liegt die Bedeutung und Tragweite dieses Satzes.

Das „also“ macht also den Menschen zum Menschen. Eine Fatalität in dreifacher Hinsicht:

1. Weil der Mensch Rückschlüsse ziehen kann, tut er das auch – er zieht also aus allem seine Rückschlüsse, und zwar genau so, wie er das nun mal tut, nämlich sehr persönlich. Der Mensch ist daher all so, wie er denkt. Das große und ganze Alles wird (all so) zu einem sehr spezifischen So. Im „also“ verbindet sich also auf tragische Weise das Allgemeine mit dem spezifisch Persönlichen. Und so ist dem kleinen Einzelnen dann eben sein „so“ die Bedeutung „al“l der großen Welt.

2. Zieht der Mensch daraus allerdings den Rückschluss, dass seine Rückschlüsse zu spezifisch sind um einer allgemeinen Gültigkeit gerecht zu werden, dann ist das „also“ nur ein erschöpftes sich Zurücklehen und er kennen, dass die Welt für einen jeden all so ist, wie sie eben ist. Der Mensch macht sich damit zum Zuschauer, zu einem nicht handelnden also einfachen Lebewesen. Und genau das verbietet die Rückschlussfähigkeit des „also“. Denn die Rückschlussfähigkeit ist letztlich
3. auch ein Rückschlussgebot. Das verursacht schlechte Laune. Denn ein Rückschluss beinhaltet immer auch die Möglichkeit, dass es auch anders sein könnte. Der Gegenstand des Rückschlusses (also alles) ist im Sinne des Rückschlusses nur die Auswirkung einer Ursache, was wiederum den Rückschluss nahelegt, dass es die Möglichkeit (wenn nicht sogar die Notwendigkeit) gibt, Einfluss auf die Ursachen zu nehmen um so die Auswirkungen und damit das Alles zu verändern. So gesehen ist die Welt dann die Summe aus dem, wie jeder Einzelne sie gerne all so hätte. Das „also“ ist somit (oder also) die Keimzelle der Unzufriedenheit.

Egal, wie man es dreht und wendet, das „also“ bleibt stets sowohl größenwahnsinnig (alles umfassend) als auch kleinkariert (nämlich alles genau so definieren zu wollen, wie es all so sein soll). Eine Sprache in der es ein „also“ gibt, sollte also unbedingt vermieden werden.

---

* Descartes hat dieses Diktum zwar auf lateinisch verfasst, was damals eher üblich war für Sätze solchen Ausmaßes, aber er war des Deutschen sehr wohl mächtig, hätte es also auch auf Deutsch schreiben können. Dass er es nicht auf Deutsch verfasst hat, legt die Vermutung nahe, dass er bereits ahnte, welche Wirkung dieses „also“ entfalten könnte.

↑

↑

F

Die Frage

Anlässlich des 450sten Geburtstags von William Shakespeare stellen sich natürlich eine Vielzahl von Fragen, beispielsweise jene, was ist eigentlich mit dem 450sten Geburtstag von Galileo Galilei?

(von Philipp Mosetter)

Der Mensch ist, so weit bekannt, die einzige Spezies auf diesem Planeten, die in der Lage ist, sich Fragen zu stellen. Es ist zumindest schwer vorstellbar, dass sich die Kuh auf der Weide die Frage nach der Sinnhaftigkeit ihres Kuhseins stellt. Selbst Fragen von weit geringerer Tragweite (beispielsweise: welches dieser köstlichen Kräuter fress’ ich denn heute?) scheinen ausgesprochen unwahrscheinlich. Das Fragen scheint dem Menschen vorbehalten zu sein. Die Frage ist also daher: Was ist eigentlich eine Frage? Nun, eine Frage zu stellen bedeutet, mehr oder weniger, etwas in Frage zu stellen. Zu Zweifeln. Der Charakter, mithin das Wesen der Frage ist der Zweifel. Der Charakter, das Wesen des Menschen also ist der Zweifel.

Als beispielsweise Galileo Galilei vor 450 Jahren begonnen hat zu zweifeln (und zwar genau am 15. Februar 1564), änderte er damit das Weltbild der gesamten Menschheit, so dass der andere Berühmte dieses Jahrgangs, nämlich William Shakespeare (vermutlich 23. April 1564, über das genaue Datum herrschen allerdings Zweifel), nicht anders konnte, als seinen Hamlet konstatieren zu lassen: „Die Zeit ist aus den Fugen.“ Wo die Weisheit des einen mit Zweifeln alles ins Wanken brachte, blieb der Weisheit des Anderen nichts weiter übrig als verzweifelt das Wanken aller Ordnung als Prinzip anzuerkennen. Es war also Shakespeare (wer sonst), der die Frage und das dadurch verursachte Wanken als grundlegendes Menschsein verstanden hat.

Es sind allerdings Zweifel angebracht, ob Shakespeare das wirklich so gemeint hat, wie unsere deutschen Übersetzungen (seit Schlegel) vermuten lassen. Im englischen Original sagt Shakespeare nämlich (durch Hamlets Mund natürlich) „The time is out of Joint.“ (Ich will es mal frei übersetzen mit: Zur Zeit ist das Gras ausgegangen.) Und an der Stelle will ich noch einmal auf die Kuh zu sprechen kommen. Vielleicht, so muss sich der Mensch in seinem Selbstverständnis als Mensch fragen, fragt sich die Kuh ja doch, welche Kräuter wohl die sinnvollsten wären... Möglicherweise ist die Kuh in dieser Frage dem Menschen ja sogar voraus. Denn, so lässt sich der Originaltext eben auch verstehen, wenn dem kuhblöden Menschen der Joint ausgeht, ist alles in seinem Wanken verhaftet und alles bleibt immer so wie es ist, nichts bewegt sich. Und hier muss dann doch noch einmal Galilei zitiert werden, der folgendes trotzige Wort in den Zitatenschatz einspeiste: „Und sie bewegt sich doch.“ Ob er damit die Kuh, die Zeit oder die Menschheit meinte, wissen wir nicht. Aber was wir wissen, ist, dass alles was sich bewegt, sich auf sein eigenes Ende hin bewegt. Das steht außer Frage.

↑

↑

S

Sonntag

Einer für alle. Sonntage sind so. Sonntage haben einen Ort. An Sonntagen zeigt man sich und also zeigt es sich …

(von Philipp Mosetter)

Die Sonne scheint, Sonntag, ein schöner Tag. Ein wunderschöner Tag sogar. Ein ausgesprochen schöner Tag. Meine Güte, was für ein schöner Tag. Endlich, nach dem halbgaren aber trotzdem zu langen quasi Nichtwinter, nun ein herrlicher Frühlingstag, mild, sonnendurchflutet, die Vögel zwitschern, ein Bild von einem Sonntag. Ein tatsächlicher Sonn-Tag. Fürchterlich. Ein Tag, um sich in die eigenen vier Wände zurückzuziehen und möglichst das Fenster, idealer noch, die Vorhänge geschlossen zu halten. Wie die Sonne lockt und fordert, wie die Schönheit dieses Tages einen geradezu zwingt, hinaus zu gehen, ihn und sich zu genießen. Wie leicht kann man bei einem solchen Sonnenschein auf den Gedanken kommen, hinunter zum Fluss zu spazieren, die Promenade entlang flanieren zu wollen, die Sonne genießend den Schwänen auf dem Wasser zuschauen, sich treiben lassen, flussaufwärts, bis zu jenem beliebten Ort, an dem man so schön bei einem passenden Getränk in der Sonne sitzen kann, mit Blick auf die Skyline ... Mich packt das Grauen, das pure Entsetzen.

Allein die Vorstellung, an so einem Tag auf der Promenade ... Ha! Was für ein grundfalsches Wort: Promenade! Dieser völlig überfüllte Asphaltstreifen dort unten am Ufer hat nichts von einer Promenade. Das ist ein offener Abflusskanal für die urbane Schlacke, mehr nicht. Dort brodelt ein toxischer Cocktail aus Fahrradfahrern, Joggern, Skatern, Hundebesitzern, Müttern mit Kinderwägen, Pärchen in ihren Glücksuniformen, denen man immer so penetrant ansieht, dass sie GEMEINSAM gekauft wurden, neben dem Asphaltstreifen auf einem Stückchen Wiese haben sich Meditationstrommler versammelt und demonstrieren lautstark ihre Entspanntheit ... Wer da rein gerät, ist nach wenigen Metern bereit zu morden. Ein Sonnenstrahl und schon kommen die ganzen Metropolen-Zombies mit ihren verstöpselten Ohren (wahrscheinlich um die Vögel nicht hören zu müssen) aus ihren Löchern und treiben in einem endlosen Strom aus Aggression und Selbstgefälligkeit hinaus zu jenem schönen Ort, an dem man bei einem kleinen Getränk, den Blick auf die Skyline genießen kann. Könnte! Konnte. Heute nicht mehr. Heute ist es ein Ort des Grauens. Aber man konnte hier einmal einen wunderbaren Blick genießen. Jetzt sitzen sie hier in ihren Funktionsklamotten. Ja, die Leute hier wissen genau, wie die Welt funktioniert und sie wollen, dass man ihnen das ansieht, dass sie es sind, die wissen wie die Welt funktioniert. Daher die Funktionsklamotten. Funktionsklamotten für jede Funktion. Schwabbelnde, alte HobbywochenendradlerInnen (endlich passt einmal das Binnen-Iii!) in ihren hautengen Radlerdressen neben der Jungmutter in hochhackigen, knielangen Lederstiefeln (die ihre Funktion normalerweise auf einem tschechischen Straßenstrich beweisen müssen), das einjährige Kind im Kinderwagen könnte gerade einer Modezeitschrift entsprungen sein wohingegen der dazugehörige Vater im lustig bedruckten Sweatshirt, die Hosen supercool in den Kniekehlen, daneben mit seinem I-Pad spielt. Hier hat jede Funktion seine entsprechenden Klamotten. Ja, den Leuten hier sieht man an, wie sie die Welt sehen – und sie genieren sich nicht einmal! Im Gegenteil, in dieser Kürzel-Sammelstelle von BoBos, LOHAs, DINKs (neuerdings auch mit Kind), Yuppies (ja, auch die gibt es noch), gerne auch mit jedem denkbaren Migrationshintergrund, ist man auch noch stolz auf seine Dazugehörigkeits- und Vereinnahmungskonzepte. Hier sind sie alle, alle, die sich was auf sich einbilden, alles Einbildungskakerlaken, überzeugt von sich, das muss reichen, besoffen von sich selbst. Wie sie dann ihren Latte macchiato bestellen, weil sie ja wissen wie's geht, weil sie sich auskennen, als Ausweis ihrer Kennerschaft bestellen sie dann den Latte macchiato mit einem cool-lässigen „einen Latte bitte." Laktosefrei natürlich. Hier achtet man schließlich auf Unverträglichkeit. So funktioniert das hier. Die eigene Unverträglichkeit als Unerträglichkeit ausgespielt. Hier beansprucht der Einzelne Empfindlichkeit, und überbeansprucht alle anderen mit der Forderung nach Toleranz gegenüber der eigenen Empfindlichkeit. Das Merkmal der Empfindlichen hier ist, dass sie nichts mehr empfinden. Sie müssen sich über Allergien und Intoleranzen der eigenen Körperlichkeit versichern.

Deshalb lieben sie solche Orte wie diesen hier, unempfindlich gewordene Orte die den Empfindlichkeiten huldigen. Daher das viele Glas. Das ist es, worum es geht. Das entspricht dem Lebensgefühl dieser Unverträglichen, das ist ihr Laufsteg. Die Architektur liefert den billigen Rahmen für den ordinären Geschmack. Glas ist wichtig, Glas ist für diese leeren Hüllen, für diese Abziehbildchen der Marktforschung, das Wichtigste. Im Glas dieser Eventarchitektur können sie sich ständig selber spiegeln, das verölte Haar richten oder die aufgepumpten Lippen trainieren, gleichzeitig werden sie gesehen, das ist wichtig. Schaufensterarchitektur, alle sitzen sowohl im Schaufenster, lassen sich bewundern und anglotzen, gleichzeitig stehen sie davor, glotzen den anderen zu und bewundern sich selber in der spiegelnden Schaufensterscheibe.

So ist das jetzt hier. Noch nicht lange her, da war das hier ein vergessener Ort. Es war ein wunderbar unbeachteter Ort, eine Brache war das, unzugänglich zwischen altem Industriegerümpel, die Schmuddelecke der Stadt, da war es noch ein Ort der Entdeckungen - dann wurde er entdeckt. Jetzt kann man hier nichts mehr entdecken. Was für ein verträumter, ein allen Berechnungen und Berechnenden entzogener Ort war das hier einmal, hinter jedem rostigen Blech hatte sich eine kleine Geschichte vor den Monstern des Kommenden versteckt, lümmelte im Verborgenen, hatte Muße die wunderlichsten Dinge vor der Zeit zu schützen. Es hat nichts genutzt.

War der Ort bislang in der Zeit verloren, so ist er jetzt an die Zeit verloren. Direkt daneben ragt der Turm unserer Zeit empor, nimmt den ehemals schönen Ort in seinen Schatten und zeigt wie das alles jetzt zu verstehen ist. Wie ein Menetekel türmt sich daneben die EZB und liefert eine präzise Formulierung der Wirklichkeit, der inneren Wahrheit der Dinge und der Zeit. Als Institution hat sie sich vom Geschehen isoliert, hat sich weit an den Rand der Stadt zurückgezogen, will mit der Wirklichkeit und den Menschen (mit dem Leben) nichts zu tun haben, ihren Baukörper hat sie gleichzeitig massiv schneidend als auch ständig wandelbar gestaltet, mit jedem Schritt den der Betrachter um das Haus herum macht ändert sich ihr Gesicht, ihr Charakter. Und wer jetzt noch an der Wahrheit der Dinge zweifelt, möge sich ihren Umgang mit der Geschichte ansehen: Mit einem Axthieb zerteilt sie jene denkmalgeschützte Halle zu ihren Füßen die einst dem Handel mit realen Dingen diente, dabei wurden ihr die Stützen entzogen, die tragende Konstruktion wurde einfach unten abgeschnitten, die Verbindung zum Boden wurde gekappt, jetzt schwimmt die riesige Halle auf einem Glassockel, wie auf Gelatine wabert nun das Baudenkmal, unsicher, schwankend, ein Fremdkörper seiner selbst, umgeben von gestaffelten Schutzzäunen und -gräben wie man sie aus DDR-Zeiten oder aus Nordkorea kennt. In dieser Geste der Abschottung sitzen nun die Bedeutungsträger und Rechnungssteller und schauen hinunter auf die Kinder ihrer Zeit. Hinter der Skyline, hinter den glitzernden Hochhäusern der Stadt geht langsam die Sonne unter, in der Tat eine berauschend schöne Aussicht. Jetzt ist es kein Ort mehr, jetzt ist es nur noch eine Location.

Der schöne Ort ist tot. Er ging grausam zugrunde. Eine hässliche Leiche liegt da jetzt vor den Toren der Stadt, zu Füßen der EZB. Todesursache: Akute Geldvergiftung. Im Schatten der Bilanzen konnte nichts Unbilanzierbares überleben. Dieser Ort hier hatte ja lange überlebt, jenseits der Kalkulationen und des Kalküls, abgeschnitten von Businessplänen, die ganze Gegend war lange Zeit keinerlei Optimierung zugänglich. Dann kam der Geldbefall, der Rest ist Wirklichkeit. Schnell wurde dem Ort die Zeit, also seine Zeit entzogen, was einst Geschichte hatte und erzählte, wurde „aufgeräumt", aufbereitet, gestaltet, jetzt steht ein poliertes Zitat von Geschichte (ein hochglanzrenovierter Güterwagon) schön drapiert vor dem Eingang. Die Location ist gestaltet, die Vergangenheit entsorgt, jetzt hat der Ort Zukunft, keine Geschichte mehr aber Zukunft. Man kann sagen, die Zeit wurde erfolgreich wieder eingefangen, sie hatte sich an diesem Ort nämlich in besonders attraktiver Weise der Aktualität entzogen. Jetzt gehorcht die Zeit wieder den Gesetzen aus dem Turm nebenan, eine beliebte Location. Oben in den Türmen der Bilanzen, schauen sie zufrieden herunter auf das Treiben zu ihren Füßen, alles entspricht Ihrem Konzept, der Ort bläht sich mehr und mehr unförmig auf und aus allen Poren kriechen die Maden der Urbanität, atemlos und panisch, denn die Kinder der Zeit fürchten natürlich die Zeit könnte über sie hinwegrollen, unverdaut und unbeachtet wider auskotzen ... Da heißt es sich sputen, man muss hellwach bleiben, darf nihct träumen um nichts zu versäumen, es gilt den Trends auf der Spur zu bleiben, Trend ist eine Speed-Disziplin, derzeit ist Entschleunigung angesagt, der neueste Trend, irre cool, wahnsinnig hipp, jeder hat seinen Entschleunigungstrainer, alle tippen und wischen in ihre Smartphones, koordinieren Entschleunigungsgstermine ...

Oosten heißt die Leiche. Schicker Name. Und im Beinamen bezeichnet sie sich auch noch als Realwirtschaft ... Jedenfalls, im Oosten geht sicher nicht die Sonne auf (vielleicht im Osten, aber nur um den Niedergang zu beleuchten), im Osten geht viel mehr die Hoffnung unter (wie man im Oosten sehr gut beobachten kann), so ist das.

↑

↑

W

Die Wirklichkeit

Der Anlass war geringfügig. Er war so geringfügig, dass schon nach wenigen Wortwechseln keiner mehr wusste, wie alles angefangen hatte. Dafür aber wurden die Wortwechsel immer heftiger und mündeten in unüberbrückbare Differenzen – und in folgender Erkenntnis ...

(von Philipp Mosetter)

Der Wirklichkeit ist nicht zu entkommen. Noch niemals ist jemand der Wirklichkeit entkommen. Die Wirklichkeit ist ein Gefängnis. Alle Wirklichkeit ist ein Gefängnis - mit einem einzigen Insassen. Keine Wärter, keine Mitgefangenen, kein Entkommen, ich allein, gefangen in meiner Wirklichkeit. Wobei sich dieses „Ich" nicht auf mich persönlich bezieht, dieses „Ich" ist vielmehr eine Verallgemeinerung und meint jedes Ich. Alles was ein Ich ist, ist Gefangenes seiner Wirklichkeit. Jeder und Jede in seiner Wirklichkeit – ohne Aussicht, dieser zu entkommen.

So ist die Wirklichkeit tatsächlich eine sehr einsame Angelegenheit. Jeder sitzt alleine in seiner Wirklichkeit.Kein Wunder also, dass der Mensch versucht, sich in der Einsamkeit seiner eigenen Wirklichkeit, die Wirklichkeit eines oder einer anderen vorzustellen, zu imaginieren, ja sogar zu verstehen, einfach um Gesellschaft zu haben. Alle versuchen Teil einer anderen Wirklichkeit zu sein, was aber selbstverständlich nur aus der eigenen Wirklichkeit heraus versucht werden kann und somit doch nur wieder Teil der eigenen Wirklichkeit ist, was natürlich nichts, beziehungsweise nur imaginär, etwas mit einer anderen Wirklichkeit zu tun hat. Wie gesagt, der Wirklichkeit ist nicht zu entkommen. Wie man es auch dreht und wendet. Die Wirklichkeit ist ein hermetisch abgeschlossener Raum. Und zwar ein Innenraum! Denn nicht einmal der Blick auf die eigene Wirklichkeit, also diese so zu sehen, wie man sie von außen sehen würde, wenn man das könnte, also aus der Perspektive der anderen Wirklichkeiten, gelingt. So bleibt die eigene Wirklichkeit ein hermetisch abgeschlossener Innenraum und ist somit, logischerweise, ein Irrtum. Denn es ist ein Irrtum zu glauben, dass die Wirklichkeit, so wie der Einzelne sie sieht, tatsächlich die Wirklichkeit wäre. Man kann es nicht anders sagen: Die Wirklichkeit ist ein Irrtum und sie ist hoffnungslos ...

Und an der Stelle kam es dann zu der Erkenntnis, dass es anders gereiht funktionieren könnte: Die Wirklichkeit ist hoffnungslos – aber wenigstens ein Irrtum.

↑

↑

B

Beleidigen

(eine Anweisung von Philipp Mosetter)

Es kann vorkommen, dass man sich gezwungen sieht, einem guten Freund, es muss nicht unbedingt der beste sein, auch ein guter Freund wird zu einer großen Herausforderung, wenn man sich gezwungen sieht, ihm einmal seine (also des Freundes) Unzulänglichkeit vor Augen führen zu müssen. Dann sucht das Unterbewusste (das eigene, nicht das des Freundes) fieberhaft nach dem richtigen Wort. Denn so einem Wort kommt große Bedeutung zu. Auf so einem Wort lastet viel Verantwortung, sowohl für die Freundschaft, als auch für die, einer Freundschaft würdigen, Wahrhaftigkeit. So ein Wort muss die Kritik unmissverständlich machen und gleichzeitig Raum für eine freundschaftliche, solidarische, ja geradezu liebevolle Interpretation bieten. Der Freundschaft wegen.

So kam es, dass ich in einer solch schwierigen Situation meinem Freund Mike, ein vorsichtig-mutiges „Du Kindskopf“ entgegenschleuderte. Er fühlte sich sofort geschmeichelt und wollte unbedingt Näheres über das mit diesem Wort Gemeinte erfahren. So sehr hat ihm die Beleidigung gefallen, dass Ich versuchen will, meine Erklärung im Wortlaut wiederzugeben:

„Hör zu. Ein Kindskopf, also so jemand wie Du ... Wie soll ich das erklären? Albert Einstein beispielsweise, entwickelte seine Relativitätstheorie im Alter von 26 Jahren. Im gleichen Alter formulierte Werner Heisenberg seine Unschärferelation und Isaac Newton war gerade einmal 22 oder 23 Jahre alt, als ihm ein Apfel auf den Kopf fiel und er in der Folge seine Gravitationstheorie aufstellte. Du verstehst, worauf ich hinaus will?“

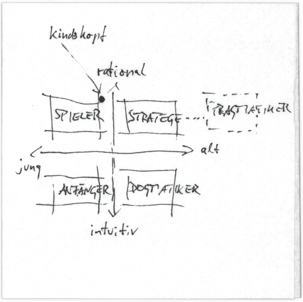
Mike kniff skeptisch die Augen zusammen und lüpfte ein wenig seine linke Augenbraue, ich musste also etwas weiter ausholen.

„Worauf ich hinaus will: Ein Kindskopf hat zwar Flausen im Kopf, er spielt, aber er hat die Flausen eben im Kopf – und er versteht im Idealfall mit diesem auch umzugehen. Die Kombination aus der noch spielerischen Neugierde und den bereits weit gereiften Fähigkeiten, das Zusammenspiel von Neugierde und Wissen sind ideal für Geniestreiche, könnte man sagen.“

Bis hier hin konnte sich mein lieber Freund noch geschmeichelt fühlen. Ich gebe zu, der Umweg über das Genie ist etwas großzügig gewählt, er müsste also eigentlich merken, dass er damit nicht gemeint sein kann. Allerdings muss man davon ausgehen, dass das Sich-geschmeichelt-fühlen alle logischen Überlegungen überlagern wird.

„In Deinem Fall sehe ich das so, ...“

Ich zückte meinen Stift, was ich übrigens immer gerne tue, wenn ich etwas erklären will, nahm die Papierserviette neben meiner Tasse Kaffee zur Hand und begann eine Skizze anzufertigen.



„... jede Beschäftigung mit einem Thema, man kann auch sagen jede Meisterschaft, durchläuft verschiedene Phasen. Der Anfänger ist noch ganz auf seine Intuition und sein Wollen angewiesen, er versucht noch, sich und sein Thema irgendwie überein zu bringen – ein chaotisches Sammelsurium aus Irrtümern, Fehlschlägen, Enttäuschungen, solche Sachen halt. Zwischendurch kleine Lichtblicke.

Wenn die Lichtblicke stark genug sind, geht der Anfänger über in die zweite Phase und wird zum Spieler. Er beginnt mit seinem neuen Wissen und seinen frisch erworbenen Fähigkeiten zu spielen, er beginnt sie auszuprobieren – ein furchtloses Spielen. Wir verbinden mit dem Wort „Spiel“ immer was junges, jugendliches, kindisches auch. „Frisch“ wäre wahrscheinlich das bessere Wort, weil das ja nichts mit dem Alter zu tun hat, sondern damit, wie gut es einem gelingt, ein Thema, eine Beschäftigung frisch zu halten. Du verstehst.

Zurück zu meinem Diagramm. Was am Anfang noch kleine Lichtblicke waren, sind jetzt, im Spiel, Erfolge. Aus Erfolgen entwickeln sich Ziele und Ziele, das wäre dann die dritte Phase, erfordern einen strategischen Zugang. Man wird zum Strategen. Jetzt gesellt sich zum Wissen Erfahrung, jetzt werden die Strukturen drumherum in das Spiel miteinbezogen, das Thema weitet sich gewissermaßen aus. Übrigens, der Kindskopf hat sich hier schon lange aus dem System ausgeklinkt ...“

Eine leichte Enttäuschung machte sich Mikes Gesichtszügen breit, langsam verfliegt die letzte Hoffnung doch noch ein Kompliment hören zu werden.

„Und auch die meisten Genies sind in der Phase 3 bereits auf dem Altenteil und verwalten nur noch ihren Ruf.

Von hier aus gibt es dann zwei Wege. Der eine führt in den Pragmatismus, die äußeren Strukturen beginnen die Oberhand zu gewinnen, was ehemals noch Leidenschaft war, endet als ein kleines funktionierendes Rädchen im Getriebe der Systeme. Das wäre der übliche Weg. Ein klassischer Karriereweg. Am Ende sitzt dann der Pragmatiker da und erkennt die Verschwendung seiner Begabung, seiner Neugierde, die ganze Lebenskraft aufgewendet für den Dienst an der Erhaltung und Stabilität des zu Überwindenden...“

Mein Freund Mike wurde ungeduldig, er hatte noch einen Termin für eine altersbedingte Untersuchung beim Urologen.

„Der zweite Weg führt in den Dogmatismus. Alt und sehr verhärtet, die Neugierde, das Spielerische ist vollkommen aus der Beschäftigung gewichen, hockt dann das Dogma in seinem Lehnstuhl und hat schlechte Laune. Passiert übrigens auch vielen schon in jungen Jahren. Manche nehmen sogar eine Abkürzung, vom Anfänger direkt zum Dogmatiker.

An der Stelle ergriff, erstmals während meiner Ausführungen, Mike das Wort: „Und warum hast Du mich jetzt einen „Kindskopf“ geheißen?“

„Weil ich wünschte, Du wärst einer. Deshalb.“

Gerne hätte ich ihm noch gesagt, dass er einmal das Zeug zu einem Kindskopf hatte. Zwar ist ein Kindskopf noch lange kein Genie, aber jedes Genie muss unweigerlich auf seine Art ein Kindskopf sein. Zumindest zum Kindskopf hatte er einmal das Zeug. Aber da war er dann schon auf dem Weg zu seinem Urologen.

(von Philipp Mosetter)

Hinweis: Dieser Artikel ist nicht für Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren geeignet.

Schon ein Weilchen her. Ein Abend, eine Begegnung, eine gezögerte Sekunde – schade. Das war's. Mehr nicht. Ein Abend, eine Begegnung, eine gezögerte Sekunde – schade. Solche Beispiele gibt es viele. Oft sind ganze Leben aus solchen Beispielen zusammengesetzt. Schade.

Ganze Leben bleiben einfach nur schade. Sie bringen es oft nicht einmal zu dem fehlenden „n" im Schade. Das würde das Schade nämlich zu einem Schaden komplettieren, wenigstens. Schade.

Der Unterschied zwischen „schade" und „Schaden" beträgt übrigens gerade einmal eine Sekunde. Mehr nicht. Es ist immer nur eine Sekunde in der sich entscheidet ob das Leben sich im Schade erschöpft oder ob es das Zeug dazu hat auch einmal einen Schaden anzurichten. Nur eine Sekunde, mehr nicht.

Das hat jetzt mit der Sache vielleicht nichts zu tun, aber, weil normalerweise der Sekunde keine große Beachtung zukommt natürlich, Einheiten, die kleiner sind als eine Sekunde, sind im Sport oder in der Wissenschaft von großer Bedeutung, alles darüber macht uns den Alltag schwierig, Zeitdruck, Verspätungen, solche Sache halt, aber die Sekunde selbst, die wird allgemein gering geschätzt. Ich hingegen bin der Auffassung, dass die Sekunde von zentraler Bedeutung ist. Vor allem im Hinblick auf das Leben im Allgemeinen und das eigene im Besondern. Alles steht und fällt immer mit einer einzigen Sekunde. Davon bin ich überzeugt. Dabei liegt es natürlich in der Natur der Sache, dass die verpasste Sekunde höher geschätzt wird als die ergriffene. Denn die verpasste Sekunde verspricht die Möglichkeit einer Alternative, in der verpassten Sekunde schlummert das bessere Andere, die Vorstellung eines jedenfalls anderen Lebens. Die ergriffene oder genutzte Sekunde bildet ja immer nur das Jammertal des Tatsächlichen ab. Daher wird sich das Leben immer an der verpassten Sekunde messen lassen müssen, nicht an der ergriffenen, genutzten, nein, der Maßstab ist jene Sekunde in der alles hätte anders werden können. Der Blick auf das eigene Leben ist der Blick auf jene Sekunde in der ein Nein auch ein Ja hätte sein können, in der ein Ja auch ein Nein hätte sein können. Aber das nur am Rande. Und dann natürlich jene gezögerte Sekunde, die zwischen einem Nein und einem Aber liegt, oder auch zwischen einem Ja und einem Aber, aber das sind Feinheiten. Worum es geht ist die Sekunde, vor allem die verpasste Sekunde, die gezögerte Sekunde, in ihr steckt das ganze Universum des Versäumten.

Um noch einmal auf den oben beschriebenen Abend zurückzukommen. Nur weil es möglicherweise von Interesse sein könnte und die Bedeutung einer Sekunde schön illustriert. Die Begegnung verlief wie folgt. Sie freute sich, ihn (nach Jahren) wiederzusehen. Er freute sich auch. Ihre erste Frage lautete sogleich: Bist du verheiratet? (Wer will kann auf Grund dieser Direktheit bereits Vermutungen über ihren Charakter, der unbedingt als der wunderbarste angesehen werden muss, und ihre Absichten anstellen.) Er antwortete (wahrheitsgemäß): Nein. Und dann zögerte er eine Sekunde! Er zögerte nur eine Sekunde um mit einem „Aber" sich alle Möglichkeiten zu erschließen. Hätte er die Sekunde genutzt (und nicht ängstlich verstreichen lassen), seine tatsächliche Beziehungssituation hätte ihrer Direktheit respektvoll entsprochen. So aber verdichteten sich in dieser einen gezögerten Sekunde Hoffnungen, Erwartungen, Möglichkeiten und (seinerseits) Ängste, so dass sein nachgereichtes Aber nicht mehr gehört, nicht mehr wahrgenommen wurde. Hätte er nicht gezögert, dann wären die Verhältnisse klar gewesen. So aber musste sie seine Reserviertheit persönlich nehmen (was nicht den Tatsachen entsprach, nicht im mindesten) und sein Wollen sich in Ängsten und Verklemmtheiten erwürgte. Es war nur eine Sekunde, eine gezögerte Sekunde die das notwendige „n" verhinderte und so aus einem traurigen und endlosen Schade einen mit Lust und Leidenschaft angerichteten Schaden gemacht hätte. Schade.

↑

Man kann daher, nach allen Betrachtungen, sagen, der eigentliche Schaden ist immer das „Schade".

↑

Z

Die Zukunft

Ein noch unbedingt zu haltender Vortrag von Philipp Mosetter

Die Titelfrage

Ich muss Sie gleich zu Beginn darauf hinweisen, dass die Titelfrage noch nicht geklärt ist. Es ist mir noch nicht gelungen, einen geeigneten Titel für meinen kleinen Vortrag zu finden. Dabei ist natürlich gerade angesichts der Dimension des hier zu behandelnden Themas der Titel von herausragender Bedeutung. Das ist klar. Aber ungeachtet dessen, habe ich noch keinen geeigneten Titel gefunden. Wie auch immer.

„Epilog" hätte mir gut gefallen. Epilog als Titel, das wäre eigentlich ein sehr schöner Einstieg. Epilog! Ist natürlich nicht so richtig geeignet für einen Vortrag. Das wäre mehr ein Theaterstück, ein Stücktitel. „Epilog" – also, das klingt schon wie ein Stück für die ganz große Bühne. Das wäre schon eine Ansage. Das müsste gewissermaßen das Gegenstück zur Bibel sein. Vom Anspruch her. Die Bibel als Anfang unserer Kultur, also dieser Kultur, jedenfalls so, wie wir sie hier landläufig kennen, und nun der Epilog. Die Bibel kann man ja, wenn man will, als Entwurf des Abendlandes verstehen, und nun, nach dem Untergang desselben, der Epilog. Ein fulminantes Theaterereignis.

Andererseits sind wir natürlich noch nicht in der distanzierten Beobachterposition jenseits des Untergangs, also noch nicht in der Epilog-Position. Das entspricht nicht ganz der allgemeinen Grundstimmung. Ich glaube eher, und darüber herrscht wahrscheinlich ein gewisser Konsens, dass wir uns mittendrin befinden, also mitten im Untergang – des Abendlandes natürlich. Ist ja auch insgesamt viel dramatischer, so mittendrin. So gesehen wäre das nun wieder eher ein Stoff für ein Drama. Während der distanzierte Blick ideal für einen Vortrag wäre. Sie sehen, ich komme in der Titelfrage nicht so recht voran. Wir müssen daher für den Moment ohne Titel auskommen. Danke für Ihr Verständnis.

Ein Vorwort

Ungeachtet der Titelfrage ist mein Vortrag natürlich der Versuch eines, ja nennen wir es jetzt ruhig einmal provisorisch so, eines „Epilog zum Abendland“. Sie erlauben mir, dass ich die ganzen bisherigen Untergangsszenarien überspringe, die darf ich als hinlänglich bekannt voraussetzen, außerdem würden sie den Rahmen hier sprengen, und gleich zum Punkt komme. Ich beginne, gewissermaßen als Einstimmung auf das Thema,

- zunächst mit einem kurzen historischen Abriss über Erfindungen und deren jeweilige Endzeitprognosen.
- Sodann will ich versuchen eine „Psychologie des Neuen“ zu entwickeln,
- weiters werde ich mich bemühen, die wesentlichen Aspekte und Mechanismen eines Kulturkampfes im Allgemeinen und des hier vorliegenden im Speziellen herauszuarbeiten.
- Im Hauptteil werde ich dann folgende Blickwinkel und Betrachtungsweisen durchspielen:
    - strukturell
    - soziologisch
    - kulturell
    - wirtschaftlich
    - individuell
    - politisch
    - sowie technisch
    - und natürlich: was bedeutet das alles potentiell?
- Abschließend stelle ich dann noch die Frage: Ist Zukunft ein Ergebnis (des Heute) oder ist Zukunft eine Bedingung (für das Heute)?

Das Geschenk

Bevor ich aber beginne, will ich noch kurz eine Nebensächlichkeit erwähnen, die den atmosphärischen Rahmen meines Vortrags beleuchtet. Auf meinem Schreibtisch liegt nämlich ein Kindle. Das ist ein Lesegerät. Die Leute nennen es elektronisches Buch. Aber das ist natürlich Blödsinn. Ein Buch ist ein Buch und das Kindle ist ein Lesegerät. Trotzdem hübsch, wie sich dieses Masterpiece der Zukunft besonders eng, fast liebevoll, beinahe sehnsüchtig, an die alte analoge Welt auf meinem Schreibtisch ankuschelt. Ich habe es letztes Jahr zu meinem Geburtstag geschenkt bekommen – und ich habe mich sehr gefreut. Das ist die übliche Vorgehensweise bei Geburtstagsgeschenken, das macht man so, man freut sich. Allerdings, ich habe es noch nicht ausgepackt. Das nicht. Es liegt noch originalgeschenkverpackt auf meinem Schreibtisch.

So ein elektronisches Lesegerät ist ein ganz wunderbares Gerät. Das hat mir mein mich Beschenkender, mein Gönner, mit glänzenden Augen und voller Stolz über die perfekte Wahl seines Geschenkes, versichert. Man kann damit jetzt auch in der Sonne lesen – war er ganz begeistert. Jetzt kann ich also endlich auch im Sonnenlicht lesen, nicht schlecht, dachte ich bei mir. Das hat seinen Witz. Kann man nicht leugnen. Jedenfalls auf der metaphorischen Ebene, hat es seinen Witz. Wenn früher jemand in der Sonne gelesen hat, konnte man mit etwas Geschick am Buchrücken erkennen, was er da gerade liest, das fällt jetzt natürlich weg – was in manchen Fällen auch Vorteile hat. Jetzt kann ich mich beim Lesen in der Masse verstecken, denn alle lesen das gleiche Gerät, wenn Sie verstehen, was ich meine. Außerdem hat es eine Papieroptik – und es raschelt beim „umblättern“. Mit diesen begeisternden Worten hat er mir das Geschenk überreicht. Seit dem liegt es auf meinem Schreibtisch – originalgeschenkverpackt. Es ist ein schönes Gerät.

Meinen Schreibtisch müssen sie sich etwa wie folgt vorstellen: Also, das wäre der Tisch, in Wirklichkeit ist er etwas größer, sie müssen sich den Tisch also größer vorstellen – oder mich kleiner, das geht natürlich auch. Ganz wie Sie wollen.

Es steht sogar noch ein Telefon auf dem Tisch, hier. Da der Computer, den lass ich jetzt mal zugeklappt, würde sonst die ganze Sicht versperren, da eine Lampe, da noch eine, die Kabel laufen hier zusammen ... sind ein bisschen staubig ... und hier etwas verklebt, ahja, ich erinnere mich, mir ist da vor einiger Zeit mal ein Glas mit Pfirsich-Sirup umgekippt, hatte ich ganz vergessen ... hier eine Fischdose, Ölsardinen waren da mal drin, jetzt verwende ich sie als Aschenbecher, ein bisschen Öl ist noch drin, so lassen sich die Zigaretten besser auslöschen ... da Rechnungen, Quittungen, müsste ich mal sortieren, ein Döschen mit Pfefferminzbonbons, des Atems wegen... ah, sieh da, den Stift habe ich die längste Zeit gesucht, mein Lieblingsstift ... hier noch andere Stifte, jede Menge Stifte, ein Schnürsenkel, Büroklammern, Aspirin, eine CD, ohne Hülle, oder ist es eine DVD? ... keine Ahnung, ein Kabel ... drei Notizhefte, ein kleines, das gehört eigentlich in mein Sakko, hier das blaue, da das graue ...

Und dazwischen liegt das originalgechenkverpackte Lesegerät. Unter dem Tisch gibt es natürlich auch noch einen Zustand. Aber den erspare ich Ihnen für den Moment, sieht sowieso nur die erste Reihe. So ein Schreibtisch verträgt sich natürlich nicht mit so einem Lesgerät, das ist klar. Das sieht man auf den ersten Blick. Man kann meinen Schreibtisch in seiner bachantischen Unordnung mit dem sehr hübsch verpackten Geschenk dazwischen wie eine Metapher lesen. Wenn man will. Der analoge Schreibtisch und die digitale Zukunft – mit Schleife sogar. Sehr hübsch.

Eines Tages wird mein Gönner Rechenschaft von mir verlangen. Was soll ich da sagen? Dass es noch originalgeschenkverpackt auf meinem Schreibtisch liegt? Das müsste ich begründen. Das wird nicht lustig. Ich geh ihm daher aus dem Weg. Zumal wir inzwischen, weil es schon so lange da liegt, ein ganz ordentliches Verhältnis untereinander haben. Mein Lesegerät und ich. Es liegt da - und ich mach’s nicht auf. Darauf haben wir uns geeinigt.

Es sind ja gerade die Vorteile, die an der Sache so abstoßend sind. Zugriff auf 3ooo Bücher, mindestens! Die Vorteile dieses Gerätes sind, wie ich finde, sehr aggressiv. Das Ding ist dermaßen vollgestopft mit übergriffigen, maßlos übertriebenen Vorteilen, dass man eher von einer feindlichen Übernahme seiner selbst sprechen muss. Eine tolle Sache, so ein Lesegerät, das kann praktisch alles. Besser es bleibt, wie es ist. Jedenfalls habe ich jetzt 3ooo Bücher auf meinem Schreibtisch. Originalgeschenkverpackt.

Es liegen natürlich auch noch normale Bücher auf meinem Schreibtisch, Bücher halt. Ein Wörterbuch hier, dann ein Buch, das ich immer schon mal lesen wollte, eines das ich unbedingt lesen sollte, das hier habe ich mir neulich ausgeliehen, solche Bücher halt.

Meine Güte, 3ooo Bücher. Ich nehme an, es ist ein ausgewogenes Programm. Noch so ein Vorteil: Man kann verschiedene Pakete zu dem Lesegerät dazu erwerben, je nach persönlichem Interesse, Krimis, Science Fiction, Fantasy, Ratgeber, ein paar Bestseller darunter, sehr persönlich. Man muss sich nicht einmal mehr um seine eigenen Vorlieben und Interessen kümmern, kriegt man alles fix-fertig zusammengestellt.

Ich will auf dem Metaphorischen der Sache nicht zu sehr herumreiten, aber es fällt schon auf: Da liegt die Zukunft, original mit Schlaufe, ungeöffnet, mitten in meinem Alltag – und ich komm’ nicht dran. Die Zukunft bleibt verpackt, verschlossen. Sie werden sagen, dann mach’s doch auf, das Paket, reiß die Schlaufe runter. Da liegt die Zukunft, direkt vor dir, du musst nur zugreifen, werden Sie sagen. Ich bin skeptisch, was das Zugreifen anbelangt. Die Zukunft ist zuweilen ein giftiges Geschenk.

Zugriff auf 3ooo Bücher! Was soll ich mit 3ooo fremdverlesenen Büchern? Große, maßlose, sinnlose Zahlen, das ist das Gesicht der Zukunft. Die Schlaufe um die Zukunft verspricht mir Zugriff, sie lockt mich in eine gigantische Textmüllhalde, und kaum ist die Schlaufe weg, hat sie den unbeschränkten Zugriff auf mich. Die Zukunft will, dass ich mich ihr ausliefere. Das ist der Punkt.

Die Glasscheibe

Vielleicht noch eine letzte Bemerkung zu dem Geschenk. Ich weiß natürlich, was mich erwartet, wenn ich es öffne. Es wird eine Glasscheibe sein. Einfach eine Glasscheibe. Eine Glasscheibe in einem Gehäuse. Schon wieder so eine Metapher. Man kann sagen, die Zukunft ist eine Glasscheibe.

Wir schauen ja heute alle immerzu auf Glasscheiben. Natürlich hindurch. Das ist ja das Wesentliche an Glasscheiben, dass man hindurchschauen kann. Wie hypnotisiert starren wir von Morgens bis Abends und von Abends bis Morgens auf Glasscheiben. Es findet ja heut überhaupt alles auf Glasscheiben statt. Aber so eine Glasscheibe ist ein zerbrechliches Ding. Und – sie ist transparent. Man schaut hindurch. Das macht das Auge unruhig, es hat keinen stabilen Anhaltspunkt, an dem es sich festhalten kann. So eine Glasscheibe ist da und ist gleichzeitig nicht da. Für das Auge eine hypnotisierende Absurdität.

Aber ich kann Ihnen sagen: Glas ist eine heikle Sache. Meine eigene erste Begegnung mit einer Glasscheibe war recht schmerzlich, in vielerlei Hinsicht. Ich war vielleicht zehn oder elf Jahre alt, da stand ich völlig versunken vor einem Schaufenster, dahinter gestalteten zwei junge Frauen eine sommerliche Szene mit Schaufensterpuppen, Strandszene, das war für einen Zehnjährigen, vielleicht auch schon Elfjährigen, ziemlich aufregend. Ich starrte wie gebannt auf die Szene hinter der Glasscheibe. Mit dem Schulranzen auf dem Rücken, ich war damals auf dem Nachhauseweg von der Schule und war insgesamt nicht sehr beliebt in der Schule, betrachtete ich diese aufreizende Szenerie im Schaufenster, hinter der Glasscheibe, quasi auf der Mattscheibe.

Ich muss wohl eine ganze Weile sehr versunken dagestanden haben, über meine Phantasien damals kann ich keine präzise Auskunft geben, da bin ich selbst auf Vermutungen angewiesen, als plötzlich einer meiner mich nicht sehr achtenden Mitschüler vorbei kam und es sich nicht nehmen ließ, mich, der ich etwa so nah vor dem Schaufenster stand, mit einem kräftigen Stoß gegen den Hinterkopf, also meinen Hinterkopf, mit der Nase auf die Scheibe, auf die Schaufensterscheibe zu stoßen. Ich will mal vermuten, dass er nicht mit so wenig Gegenwehr meinerseits gerechnet hatte und daher seinen Stoß etwas kräftiger ansetzte als eigentlich notwendig, jedenfalls schlug ich mit dem Kopf dermaßen gegen die Glasscheibe, dass diese barst. Sie werden das jetzt wahrscheinlich nicht glauben wollen, weil so etwas ja praktisch unmöglich ist, aber ich versichere Sie, genau so ist es gewesen. Das Schaufenster ist einfach zerbrochen. Es viel direkt vor mir in sich zusammen. Meine Nase war ebenfalls gebrochen und blutete wie verrückt.

Mein hinterhältiger, aber sportlich sehr viel talentierterer Mitschüler rannte was die Füße hergaben. Ich hatte diese Möglichkeit nicht, mit meiner blutenden Nase. Ich stand, jetzt neuerlich wie gelähmt, vor den Trümmern, und war soeben unsanft aus einem wunderschönen Traum gerissen worden – und blutete.

Innerhalb einer Sekunde zerbrach diese, jedenfalls für einen Zehnjährigen, lassen Sie mich einen Elfjährigen gewesen sein, erotische Traumsequenz, ich war damals wohl etwas früh für mein Alter, später dann um so später, wie auch immer, ein kurzer Schlag und dieser etwas schlüpfrige Traum lag in Trümmern. Da merkte ich, dass das, was sich hinter der Glasscheibe abspielte, sich auf der Glasscheibe ereignete. Sie verstehen, ich will auf den Begriff „Projektion“ hinaus. Auf der Scheibe war dieser paradiesische Traum, und als die Scheibe weg war, verwandelte er sich in ein hysterisches Kampfszenario. Frauen kreischten, die Puppen vielen um, Kunden und Kundinnen fuchtelten herum, der Geschäftsführer hatte auch nichts Hilfreiches beizutragen, Erwachsene zerrten an meinem Ärmel und wollten was von mir, das war die Wirklichkeit hinter der Scheibe. Und ich stand da und blutete aus der Nase.

Und da bin ich dann schon wieder bei der Metapher. So gesehen wäre die Zukunft, um im Bild zu bleiben, lediglich eine Projektionsfläche mit irgendwelchen verheißungsvollen Bildern – eine Glasscheibe eben. Mehr nicht, einfach eine Glasscheibe. Ich bin auf diese schlichte Erkenntnis damals, im wahrsten Sinne des Wortes, mit der Nase darauf gestoßen worden. Und dann fließt eben Blut.

Aber ich will das mit den Metaphern nicht zu weit treiben, daraus lassen sich keine belastbaren Äußerungen ableiten. Außerdem bin ich nicht sehr kämpferisch veranlagt und kann einem Kampf gegen Glasscheiben daher nur wenig abgewinnen. Mir genügt meine eine, wenn auch frühe Erfahrung. Mir genügt zu wissen, dass die Zukunft erstens immer anders verläuft und zweitens nie andersherum. Das Eine geht nicht und das Andere kommt nicht. Das muss fürs Erste genügen.

Der Streit

Wie soeben betont, die Zeit läuft niemals rückwärts und vorwärts in die Irre, ins Unberechenbare. Zukunft wirkt sich immer anders aus, als man jeweils vermutet hatte. Mein Schreibtisch zum Beispiel. Was hat der nicht alles für Zukunftsvorstellungen ertragen müssen und nicht eine hat sich so ereignet wie vorgestellt, nicht eine. Und dann liegt da ein originalgeschenkverpacktes Lesegerät, ein Kindle, und darüber gerät man dann mit seinen besten Freunden in Diskussionen, in richtig substantielle Diskussionen, das sind dann Diskussionen die einen an die Grenze führen. Die letzte ist so verlaufen, dass ich mir berechtigte Hoffnung auf ein sehr einsames Begräbnis machen darf. Solche Diskussionen sind das.

Ich weiß nicht mehr, wie es angefangen hat, aber die letzte Diskussion hat eine Dynamik entwickelt, ich kann Ihnen sagen ... Ich will versuchen sie einigermaßen präzise wiederzugeben, damit Sie sich eine Vorstellung davon machen können.

Es waren insgesamt vier Leute daran beteiligt. Um nicht noch mehr Öl ins Feuer zu gießen, nenne ich hier jetzt keine Namen, ich bezeichne sie einfach als Freund, Freundin 1 (das wäre die Frau meines Freundes, ist natürlich auch meine Freundin) und Freundin 2, womit ich meine meine (ist natürlich auch eine sehr gute Freundin von ihm).

(Schiebt im Folgenden das Wasserglas auf dem Tisch hin und her und bezeichnet so die Sitzposition der Beteiligten.)
Hier sitzt mein Freund, hier seine Frau, da meine, ich dazwischen. Das Glas hat übrigens jetzt einmal die Funktion von so einer Art Untertitel, man will ja schließlich wissen, wer was gesagt hat.

Nachdem es schon eine ganze Weile hin und her gegangen ist, verdichteten sich gegen Ende die Meinungen:
(stellt das Glas auf die entsprechende Position)

- Der Punkt ist doch der ...
- Eben nicht!
- Lass mich doch mal ausreden ...
- Da hat er recht.

– Ich weiß doch, was er sagen will.
– Herr Ober, noch eine Flasche Wein bitte.
– Es läuft doch immer auf das Gleiche hinaus, es ist immer das Gleiche...
– Das habe ich mit keinem Wort gesagt...
– Ach komm, damit reden sich doch alle raus.
– Ich finde, man kann das auch ganz anders sehen...
– Schön wär's!
– Lass ihn doch mal ausreden,
– Da hat er recht.
– Das ist ja genau der Punkt...
– Du hörst mir nicht zu.
– Da hat er recht.
– Da hat sie recht.
– Das ist doch der größte Blödsinn, den ich je gehört habe.
– Du drehst mir das Wort im Mund rum.
– Feigheit ist gefährlich, das sage ich Dir.
– Noch gefährlicher ist Blödheit.
– Da hat er recht.

Daraufhin zerdrückte mein Freund aus Zorn sein Weinglas in seiner Hand und die Runde löste sich grußlos auf.
Das gab mir zu denken.

Epilog

Ich will Ihnen meine Erkenntnisse zur Zukunft nicht vorenthalten. Wahrscheinlich werde ich in den nächsten Tagen das originalgeschenkverpackte Kindle auf meinem Schreibtisch nehmen und ihm die Schlaufe herunterreißen. Das werde ich wahrscheinlich tun. Dann werde ich es zu den anderen Büchern im Bücherregal stellen, da fällt so eine flache Glasscheibe nicht wirklich auf, eine schmale Zukunftsvision unter all den anderen.

Eines Tages werde ich dann in der Zeitung lesen, dass der Betreiber dieses Lesegeräts, wer das dann auch immer sein wird, unvermittelt den Zugang gekappt hat, er hat es einfach abgeschaltet, das schöne Lesegerät. Die Gründe bleiben natürlich im Dunkeln, aber man munkelt, weil der Betreiber plötzlich Steuern zahlen musste, da war er beleidigt und hat das Ding abgedreht. Aber das ist natürlich Zukunftsmusik. Tja, das ist es, was ich die ganze Zeit vermutet habe: Zukunft findet nicht statt.

↑

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

↑

S

schwanken

(von Philipp Mosetter)

Da sieht man wieder mal: Das Leben,
schwankend zwischen hohem Streben
und dem Nagewerk des Zweifels,
trägt die Signatur des Teufels.

↑